Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 45 (2003)

Nachruf: Totentafel

Autor: Stiffler, Rolf / Altermatt, Willy / Metz, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

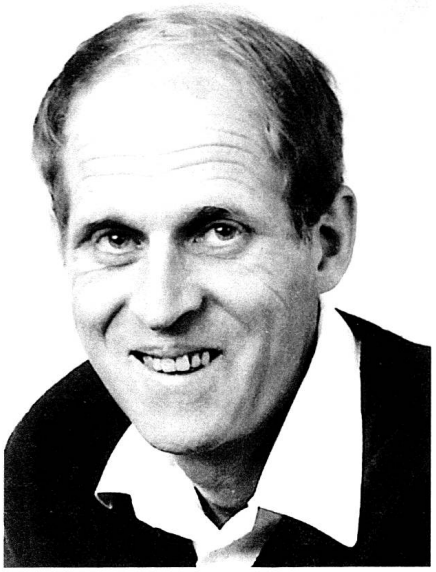
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In memoriam Andreas Bärtsch (1937–2001)



Am 23. Juni 2001 starb Andreas Bärtsch-Steffen im Alter von 64 Jahren wohlbetreut im Kreise seiner Familie. Ein akutes Herzversagen machte damit einem reich erfüllten Leben ein allzu frühes Ende. Im Folgenden soll aus Freundessicht versucht werden, seine eindrückliche Persönlichkeit und seinen Werdegang stichwortartig und naturgemäss lückenhaft nachzuzeichnen.

Wie ein roter Faden ziehen sich durch alle Sparten hindurch die typischen Eigenschaften von Andreas Bärtsch: Geradlinig, verlässlich, konsequent, unabhängig, begabt und uneigennützig. Er war kein Freund grosser Lobesworte. Viel eher galt bei ihm die urwalserische Devise, wenn ich nichts sage, ists gut.

Andreas Bärtsch ist am 25. April 1937 als ältester Sohn von Andreas Bärtsch, diplomierter Bauingenieur ETH, gebürtig von Furna, und der Edeltraud Bärtsch-Flegel in Chur geboren und zusammen mit zwei nachfolgenden Brüdern, dem späteren Regierungsrat Luzi Bärtsch und dem früh verstorbenen Bruder Erhard, in Lachen, Domat/Ems und Chur aufgewachsen.

Ausserordentlich viel bedeutete Andreas Bärtsch jun. der Sport, besonders das Kunst- und Geräteturnen. Er war in früherer Zeit selber ein aktiver Kranzturner. Während der Kantonsschulzeit wirkte er als gestrenger Oberturner im Kantonsschülerturnverein. Um mit der jungen Sektion an den Wettkämpfen gute Resultate zu erzielen, konnte es durchaus geschehen, dass man dabei am frühen Sonntagmorgen auf der Quaderwiese zum harten Mannschaftstraining anzutreten hatte. Es folgte die nachhaltige Tätigkeit im Bürgerturnverein Chur, wo er verschiedene wichtige Chargen innehatte, was ihm schon bald mit der verdienten Ehrenmitgliedschaft verdankt wurde. Sein Hauptanliegen war die Förderung des Jugend- und Breitensports. Später kam noch die weit herum geschätzte Betätigung als Sportfunktionär, gewiegter Or-

ganisator von Grossanlässen sowie als Kampfrichter mit reicher Erfahrung hinzu. Anerkennung von höchster Warte wurde ihm 1972 als verantwortlicher OK-Präsident der Olympia-Ausscheidung der Schweizer Kunstturner in der Churer Markthalle zuteil. Mit der Stoppuhr in der Hand perfektionierte er die Abläufe drillmässig. Nationaltrainer Jack Günthard liess danach in den Medien verlauten, noch nie hätten seine Eliteturner derart ausgezeichnete Wettkampfbedingungen angetroffen. Andreas Bärtsch gehörte auch zu den Gründungsmitgliedern des Panathlonclubs Chur und Umgebung, einer internationalen Serviceorganisation zur Verbreitung und Förderung des fairen Aktivsports.

Auch im politischen Bereich hielt er sich stets auf dem Laufenden über neue Tendenzen und Entwicklungen, wahrte dabei aber immer auch die Treue zu bewährten Traditionen. Er sprach jeweils Klartext; diplomatischen Umschreibungen konnte er nicht viel abgewinnen. Man wusste beim ihm, woran man war, und da seine Kritik aufbauend war, durfte er auch von Andersdenkenden Respekt empfangen. Im Mittelpunkt stand dabei immer die Sache, nie persönliche Vorteile. Ein besonderes Anliegen war ihm der haushälterische Umgang mit öffentlichen Geldern. Immer wieder stellte er sich seiner Partei, der FDP, für anspruchsvolle Aufgaben zur Verfügung. Von 1979 bis 1992 war er Gemeinderat von Chur. Höhepunkt seiner politischen Karriere war zweifelsohne 1989 die Wahl zum Gemeinderatspräsidenten, dem höchsten Churer für ein Jahr. Der langjährige kompetente Präsident der wichtigen städtischen Baukommission (bis Ende 2000) und der Inventarkommission war anerkannter Garant für gerechte und gesetzmässige Entscheide zum Wohl der Allgemeinheit. Nicht vergönnt war ihm der Eintritt in die kantonale Politik; 1991 und 1994 fehlten ihm bei den Grossratswahlen wenige Stimmen.

Sehr belesen in Geschichte, stand er auch aus Überzeugung für eine glaubwürdige Armee ein. Zuletzt war ihm die Funktion des Geniechefs der Festungsbrigade Sargans im Rang eines Oberstleutnants übertragen. Hier wie überall zeichneten ihn Kreativität und Führungsstärke aus – immer im Dienst der seriösen, kompromisslosen Vorbereitung auf einen Ernstfall, den wir dank rechtzeitiger und zweckmässiger Massnahmen nie zu erleiden hoffen.

Nach erfolgreichem Studium mit Abschluss (1960) als dipl. Bauingenieur ETH trat Andreas Bärtsch lehrreiche Anstellungen – zum Beispiel beim weltweit bekannten Brückenfachmann Christian Menn – an. 1964 verheiratete er sich mit Irene Steffen und wurde Vater dreier Kinder. 1972 wagte Andreas Bärtsch in einer Zeit, die dafür nicht sehr rosig schien, den Sprung in die berufliche Selbständigkeit mit einem Ingenieurbüro in Chur. Sein Fachwissen, die positive Arbeitseinstellung und das ihm eigene Durchsetzungsvermögen liessen den Betrieb bald einmal über die regionalen Grenzen hinaus bekannt werden. Als Spezialist in Fragen der Statik wurde er zunehmend besonders für den Bau von Kommando- und Zivilschutzanlagen, Grossgaragen und anderen komplexen Bauten beigezogen. Oftmals wirkte er auch als objektiver Gutachter für Gerichte und Versicherungsgesellschaften. Er liebte seinen Beruf über alle Massen und engagierte sich dabei – wie sich im Nachhinein herausstellte – sogar zu stark, indem er nebst der aufwändigen Planungsarbeit auch immer einer der Ersten und Letzten auf der Baustelle war, um mit Rat und Tat die korrekte und zeitgerechte Ausführung gegenüber seinen Auftraggebern zu gewährleisten.

Wenn man sich auf jemanden hundertprozentig verlassen konnte, so auf Andreas Bärtsch, und zwar in guten wie in schlechten Zeiten. Anregend war es, mit ihm bei einem feinen Tropfen über dies und jenes zu diskutieren, wobei er oft auch seinen etwas bärbeissigen Humor einfliessen liess. Man durfte an seinem enormen und breitgefächerten Wissen teilhaben und seine grosse Arbeitskraft bewundern. Er vertrat die vornehme Auffassung, Probleme seien zu lösen und nicht zu schaffen. Über eigene Sorgen sprach er nur selten, eher half er auch dann noch anderen in Schwierigkeiten geratenen Menschen.

Nach schwerer, wiederholter Krankheit hat er uns für immer

verlassen. Die angeschlagenen Kräfte vermochten dem starken Willen nicht mehr zu folgen. Es muss jedoch für alle Hinterbliebenen ein Trost sein, dass ihm dauernde Invalidität erspart blieb, obwohl er vermutlich auch diese mit seiner eisernen Disziplin vorbildlich gemeistert hätte. In bester Erinnerung werden uns seine Taten und Verdienste bleiben – vor allem seine markante Persönlichkeit. Er aber wäre der Letzte, der uns mit hängenden Köpfen verharren sehen möchte. Er würde uns wohl ganz nach altem militärischem Brauch zurufen: Das Leben geht weiter!

Rolf Stiffler

Dr. iur. Otto Wieland, Direktor der Rhätischen Bahn (1914 – 2001)

Otto Wieland wurde am 14. April 1914 in seinem Heimatort Thusis geboren, wo seine Eltern ausser einer Weinhandlung auch eine nicht unbedeutende Landwirtschaft und eine Fuhrhalterei betrieben. Inmitten von sieben älteren Geschwistern verbrachte Otto Wieland eine frohe Kindheit. Nach dem Besuch der Volksschule folgte der Übertritt an die Kantonsschule in Chur, und nach erfolgreich bestandener Maturitätsprüfung und einer breit gefächerten Berufswahl entschied sich Otto Wieland für das Studium der Jurisprudenz. Für zwei Semester immatrikulierte er sich an der Universität in Genf, danach wechselte er an die Universität Zürich, wo Otto Wieland im Juli 1939 mit der Dissertation «Die Wasserrechtsverleihung im Kanton Graubünden» den «Doktor juris utriusque» erwarb. Die Berufsausbildung wurde anschliessend vervollständigt durch ein Praktikumsjahr beim Kantonsgericht Graubünden und durch die Erlangung des Berufsausweises als Rechtsanwalt. Es folgten danach Tätigkeiten in der Steuerverwaltung des Kantons Graubünden und ab 1945 wirkte Otto Wieland als Untersuchungsrichter bei der Staatsanwaltschaft. – 1941 heirateten Otto Wieland und Margrit Hess. Zwei Töchter und ein Sohn wuchsen im trauten Familienkreis auf.

Im Mai 1948 nahm die berufliche Laufbahn von Otto Wieland eine markante Wende, die in der Folge für über drei Jahrzehnte massgebend geworden ist. Otto Wieland widmete seine Arbeitskraft der Rhätischen Bahn (RhB), wo er in der Verwaltung in Chur die Leitung des direktorialen Sekretariats und des Rechtsbüros übernahm. Unter Direktor Dr. Paul Buchli wurden ihm später weitere Aufgaben übertragen, die vor allem den Personalbereich betrafen. Im Direktionsstab ist er dann auch mit dessen Leitung betraut worden.

Zu dieser Zeit standen im Personalbereich die verschiedensten Probleme an, die noch

auf die Fusion der drei der Rhätischen Bahn angegliederten Gleichstrom-Bahnen (Bellinzona – Mesocco Bahn, Chur – Arosa Bahn, Berninabahn) zurückgingen. Zusätzlich zu den Fragen der Pensionskasse und der für Härtefälle gedachten Hilfskasse sowie der Einreihung galt es die Probleme der Integration zu bewältigen und die durch die Neuorganisation von den Mitarbeitenden geforderte Flexibilität zu erlangen. All dies verlangte vom Personalchef Einfühlsamkeit und persönliches Engagement. Auch die Weiterentwicklung der Unternehmung konnte im Personalwesen nur mit einem hohem Mass an Beweglichkeit erreicht werden, galt es doch auch neuen Berufsgruppen, neuen Anforderungen und neuen gesetzlichen Grundlagen Rechnung zu tragen. Die Wandlung der Rhätischen Bahn von der eher romantischen Schmalspurbahn zur leistungsfähigen Vollbahn mit gutem Angebot im Reise- wie im Güterverkehr forderte auch den Chef des Rechts- und Personaldienstes. Otto Wieland hat diese Herausforderungen angenommen in der Überzeugung, dem Kanton Graubünden und seiner Bevölkerung einen wertvollen Dienst zu erweisen. Für den obersten Personalchef waren die Anliegen des Personals, die Sorgen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, vor allem auch die neu eingeführte Arbeitsplatzbewertung und die Anpassung der Löhne und Entschädigungen an diejenigen der Schweizerischen Bundesbahnen wichtige und dringliche Aufgaben. Otto Wieland verstand die Sorgen des Personals, und es ist ihm trotz der immer angespannten Finanzlage der RhB gelungen, in kleinen, aber steten Schritten Verbesserungen durchzusetzen.

Beruflich bedingt stellte der ausgebildete Artillerie-Offizier sein Wissen und Können dem Militär-Eisenbahndienst zur Verfügung. Als Eisenbahnoffizier leistete Otto Wieland Dienst in den Stäben der Gebirgsdivision 12, der Territorialzone 12 und der Eisenbahnbetriebsgruppe 3. Als Berater in Eisenbahnfragen konnte er dabei fundiert über die speziellen Anforderungen und die vielfältigen Einsatz-Möglichkeiten der bündnerischen Meterspurbahn berichten.

Ab 1. Juli 1970 leitete Otto Wieland das Unternehmen Rhätische Bahn als Direktor. Die finanzielle Lage der RhB war zu dieser Zeit nicht gut und die Aufwendungen waren auf das Notwendigste zu beschränken. Nach dem Entscheid des Bundes, auf eine Übernahme der RhB zu verzichten, wurden als Ersatz eine Erhöhung der Bundesleistungen und die Gewährung vermehrter Investitionshilfe im Sinne des Einbahngesetzes ausgehandelt. So konnten unter Direktor Wieland verschiedene Infrastruktur- und Rollmaterialinvestitionen getätigt werden, um Sicherheit, Leistungsfähigkeit und Konkurrenzfähigkeit der RhB zu erhöhen. Dazu gehören etwa die vollständige Ausrüstung des Bahnnetzes mit dem Streckenblock, die Verbesserung der Stromversorgung und die Beschaffung von modernem Rollmaterial für den Reise- und Güterverkehr.

Einen wichtigen, zukunftsorientierten Schritt bildeten die ersten Projektstudien für einen Vereinatunnel als wirtschaftliche Alternative zum wintersichern Ausbau der Flüelapassstrasse. Mit Verhandlungen, Informationen und öffentlichen Auftritten wurde für diese wichtige Erweiterung des RhB-Netzes geworben. Und im Februar 1979 konnte ein erster Erfolg verbucht werden, als der Grosse Rates des Kantons Graubünden einen Kredit von 2 Mio. Franken für die Projektierung der Bahnverbindung Prättigau – Unterengadin bewilligte.

Direktor Otto Wieland erwies sich während dieser für das Bahnunternehmen bewegten Zeit immer wieder nicht nur als äusserst kompetent, umsichtig und tatkräftig, sondern er zeigte auch grosses Geschick in Verhandlungen mit Behörden von Bund und Kanton und im persönlichen Umgang mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Und wenn sich die finanzielle Lage der Rhätischen Bahn in den letzten Jahren seines Wirkens nicht nach den gesetzten Zielen entwickelte, so war das sicher der allgemeinen Krise des öffentlichen Verkehrs zuzuschreiben. Direktor Wieland hinterliess 1979 seinem Nachfolger einen nach dem damaligen Stand der Technik weitgehend modernisierten und äusserst leistungsfähigen Verkehrsbetrieb.

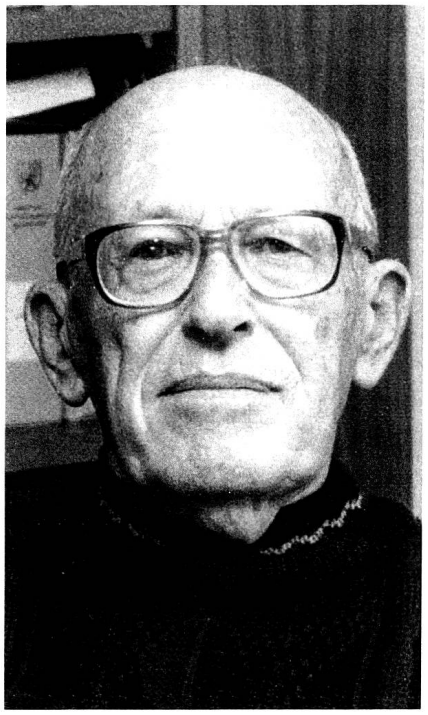
Aktivität im Ruhestand prägten nach der Pensionierung den

neuen Lebensabschnitt von Otto Wieland. Die Mitwirkung im Versicherungsverband Schweizerischer Transportunternehmungen und das Verwaltungspräsidium der Diavolezza-Bahn garantierten weiterhin viele persönliche Kontakte. Sein stetes Interesse galt aber sicher sowohl seiner Familie als auch der weiteren Entwicklung der RhB, und es bedrückte ihn, dass die volkswirtschaftlich und ökologisch notwendige Förderung des öffentlichen Verkehrs nur mühsam voranging. Aber freudige Erlebnisse, unvergessliche Eindrücke überwiegten, so dass Otto Wieland 1993 schreiben konnte: «Ich kann dankbar feststellen, dass ich ein glücklicher Mensch war und bin.» Sein Name wird verbunden bleiben mit der neueren Entwicklung der Rhätischen Bahn, und wir werden Otto Wieland, der am 25. Oktober 2001 verstorben ist, in dankbarer Erinnerung behalten.

Willy Altermatt

Kantonsrichter und Verwaltungsgerichtspräsident Wolf Seiler

(1913 – 2001)



Geboren am 11.12.1913 als ältestes von vier Kindern des Max, Kantonsschullehrer, und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Keller, Bürger von Arbon und Ermatingen. Besuch der Musterschule in Chur 1920–1926 und des Gymnasiums an der Bündner Kantonsschule 1926–1933 (Maturität A). Studium der Rechte in Zürich 1933–1935, 1936–1938, und in Paris 1935–1936; Dr. iur. 1938 mit einer Dissertation «Die Organe der Rechtsetzung im Kanton Graubünden» bei Prof. Z. Giacometti, Anwaltspatent 1940. Selbständige Anwaltspraxis 1941–1968. Stadtrat in Chur (Legislative) 1940–1965. Mitglied des Grossen Rats 1941– 1945 und 1947–1968. Kantonsrichter und Mitglied des Kantonsgerichtsausschusses 1941– 1968. Verwaltungsgerichtspräsident 1969–1980 und Ersatzrichter am Bundesgericht Lausanne 1970–1983. Oberleutnant der Luftschutztruppen. Pfadiführer 1944–1965 und Präsident Bundeslagerverein 1965. Gründungsmitglied des Lions Club Chur 1956 und dessen Präsident 1958. Gestorben am 5.11.2001.

P.M. jun.

Seiner vermag ich mich noch aus der Primarschulzeit zu erinnern, als er, oft in Gesellschaft seiner jüngeren Brüder Luzius und Peter, als eine Art fremdes Wesen in unseren Kreisen auftrat: in kurzen, kniefreien Lederhosen, die im Spätherbst seine krebsroten Knie sichtbar zur Schau stellten, und mit fremdem Kopfschmuck, einem Bubikopf, der die drei Knaben an verkappte Töchtern mahnte. Uns Churer Stadtbuben verwunderte dies zwar nicht, wussten wir doch, dass die drei aus einer uns gänzlich fremden Gegend stammten, vom weit abgeschiedenen Bodensee, und doch hat schon ihr Auftreten den Eindruck erweckt, dass da ein gänzlich fremdes Element in unseren Reihen sich bemerkbar mache. Der Eindruck der Fremdheit ist in uns Einheimischen haften geblieben, auch als die nachfolgenden Kantonsschuljahre uns zur Gemeinschaft erzogen. Aus diesen Kantonsschuljahren ist mir von Wolf nicht sehr viel in Erinnerung geblieben. Unsere Klasse zerfiel gewissermassen in zwei Hälften, die irgendwie nicht zusammen passten, und Wolf zählte zur Hälfte der anderen Seite. Nur kann ich sagen, dass er schon damals nicht nur zu den «Braven» gehörte, sondern er

unbedingt zu den geistig Aufgeschlossenen zählte. Er muss auch damals schon, in den oberen Klassen des Gymnasiums, zu den politisch Aufgeweckten gezählt haben. Denn ich erinnere mich, dass er damals, es war in der fünften Gymnasialklasse, in einem der vom Klassenlehrer vorgeschriebenen Vorträge das Thema der Freiwirtschaft behandelte (er war dafür von Karl Mengold, seinem Nachbarn an der Segantinistrasse, begeistert worden) und dabei für das von der Freiwirtschaft damals eifrig propagierte Schwundgeld eintrat. Von Seiten seines Lehrers, Prof. Paul Brunner, erntete Wolf mit seinem Schwundgeld-Vortrag nicht viel mehr als Spott, aber mir selbst, der ich um die Freigeldlehre, die damals in der Demokratischen Partei eifrig verfochten wurde, wusste, erschien das Bekenntnis meines Klassenkameraden Wolf Seiler zu ihr wie eine Offenbarung. Von Stund an zählte Wolf zu meinen Gesinnungsfreunden. Und er hat mich denn auch hierin nie enttäuscht. Tapfer bekannte er sich seither zu den Grundsätzen der Demokratischen Partei und wurde zu einem ihrer unentwegtesten Propagandisten. Fortan änderte sich in seiner Gesinnung nichts mehr, und diese Gesinnungstreue hat meinen Freund Wolf an meiner Seite und unsere Verbundenheit für den grossen Rest unseres Lebens erhalten, für unser beidseitiges Studium an den Universitäten Zürich und Paris und im nachfolgenden Berufsleben, in dem er dank seiner Intelligenz und seinem Wesen das grösste Vertrauen in seine Verlässlichkeit erweckte, sehr rasch sich durchsetzte. So erreichte er schon früh in den Behörden und im Kantonsgericht die obersten Chargen, wurde schon knapp nach dem Ende seiner akademischen Ausbildung Churer Stadtrat und dann als Mitglied des Grossen Rates anschliessend Mitglied und Vizepräsident des Kantonsgerichtes.

Dem Gerichtswesen blieb Wolf während seines ganzen Lebens treu und erfuhr die Ehre, im Jahre 1969 als erster Präsident des bündnerischen Verwaltungsgerichtes gewählt zu werden, dem er bis zu seinem altersbedingten Rücktritt vorstand und ihm dabei den Stempel der unbedingten Gesetzestreue aufdrückte.

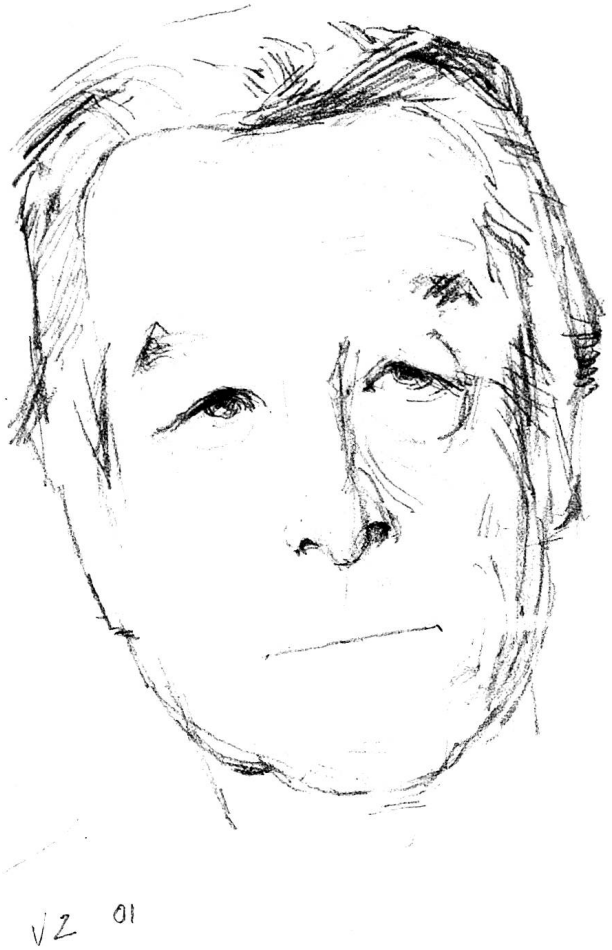
So sehr Wolf beharrlich und treu die Grundsätze der Demokratischen Partei verfocht und in ihr als engagierter Politiker wirkte, wurde Wolf nie zum Parteibüffel, sondern stand als freier Bürger über ihr, ohne sich je zu ihrem Handlanger missbrauchen zu lassen. Dieser Auszeichnung der unbedingten Verlässlichkeit und profunder Kenntnisse verdankte Wolf Seiler zuletzt seine Berufung in das Bundesgericht, dem er in der Eigenschaft eines Ersatzrichters seine besten Kräfte zur Verfügung stellte. Damit rundete sich seine Tätigkeit für die schweizerische Rechtspflege ab, der Wolf lebenslang seine besten Kräfte lieh, nie schwankend in der Gewissheit, dass die Verbindlichkeit des Rechtes den besten Ausdruck der Gesundheit unseres Staatswesens darstelle.

Im privaten Bereich verlief die Lebensbahn des Verstorbenen ruhig und unauffällig. Er verband sich 1951 mit Anni Gadient, der Tochter des Politikers Andreas Gadient, zu einer Lebensgemeinschaft, die fern aller Hektik und Auffälligkeit die Bescheidenheit und Beharrlichkeit zum Ausdruck brachte und für ihn ein stilles Glück bedeutete. Das Ehepaar adoptierte 1960 die Tochter Marianne und nahm 1962 den Pflegesohn Cliff zu sich. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Wolf die Heimsuchung einer schweren Krankheit seiner Gefährtin zu ertragen, der die tüchtige Frau wenige Wochen nach seinem eigenen Heimgang erlag.

Peter Metz sen.

Räto Tschupp:

Ein Leben für die Schweizer Musik



Vielseitigkeit und Neugier prägten bereits die Churer Schulzeit des am 30. Juli 1929 in Thusis als Sohn des Ehepaares Armin und Clara Tschupp-Bertschmann geborenen Räto Tschupp. Der Vater unterrichtete seit 1930 an der Bündner Kantonsschule Handelsfächer, ab 1946 wirkte er zusätzlich als Vorsteher der Handelsabteilung. 1941 wurde der Familie ein zweiter Sohn, Werner, geschenkt. Als Räto Tschupp ins Gymnasium trat, lernte er Geige, als Kadett spielte er alles von der Trommel bis zur Trompete, beim «Messias» übernahm er den wichtigen Pauken-Part – sein breites handwerkliches Können bildete die Grundlage für die späteren Tätigkeiten. Ein Schlüsselerlebnis wurde die Aufführung von Strawinskys «L'histoire du soldat» unter dem aus Berlin nach Chur versprengten Hans Curjel.

Schon früh entschied Räto Tschupp, sich ganz der Musik zu widmen. Vorzeitig verliess er die Schule, um in Zürich eine umfassende solide Ausbildung zu erlangen: Seine wichtigsten Lehrer wurden Fridolin Frei (Trompete), Czeslaw Marek (Klavier und Musiktheorie), Hermann Voerkel (Kontrabass) und Erich Schmid (Dirigieren), bei dem er später auch Assistent wurde. Seinen Wissensdurst stillte er mit musikwissenschaftlichen Studien bei Kurt von Fischer und Paul Hindemith. Als Kontrabassist spielte er dann vier Jahre im Zürcher Tonhalle-Orchester mit. Die internationalen Dirigentenkurse der Niederländischen Radio-Union in Hilversum führten ihn 1957/58 in die Klasse von Willem van Otterloo; bei Kurt Thomas erhielt er seine Chorleiter-Ausbildung. 1958 leitete er seine erste eigene «Histoire» und brachte sie auch auf Tournee. 1959 heiratete er die in der Schweiz aufgewachsene holländische Architektin Els van Gastel. Dem Ehepaar waren keine Kinder beschieden.

Bereits 1957 gründete er die Camerata Zürich. Den Namen wählte er mit Bedacht: Camerata zielt auf einen kleinen Kreis Gleichgesinnter, auf den intimen Rahmen – und die fast familiäre Verbundenheit. Fast ein halbes Jahrhundert währte diese fruchtbare Zusammenarbeit, die das Zentrum seiner Arbeit bildete – bis kurz vor sein letztes Konzert: Am 11. Februar 2002 starb Räto Tschupp im Kantonsspital Chur. Doch er hatte vorgesorgt, seine Camerata sollte weiterleben: Aufgeschlossen für neue Ideen hatte Tschupp noch wenige Jahre vor seinem Tod eine junge Agentur für sein Orchester verpflichtet, um auch die Organisa-

tion zu professionalisieren. Und auch künstlerisch zog er die Jungen nach. Marc Kissóczy war zuerst Stimmführer der zweiten Geigen, später vertraute er ihm zahlreiche Dirigieraufgaben an, weshalb er dann kurz nach Tschupps Ableben als sein natürlicher Nachfolger gewählt werden konnte.

Schon bald zeigte sich in Räto Tschupps Programmen ein durchdachtes Konzept, an dem er hartnäckig die ganze Zeit zielstrebig und erfolgreich festhielt. Die Camerata bot zahlreichen Komponisten vor allem aus der Schweiz ein doppeltes Podium: bald wurden die Konzerte zweifach geführt, im Kleinen Saal der Zürcher Tonhalle und im Radiostudio, was den Konzerten eine gesamtschweizerische Verbreitung und wertvolle Aufnahmen bescherte, die teils auf Schallplatten resp. CDs festgehalten wurden. Das Festhalten und die Wiederholung gelang ihm aber auch, weil er nicht nur der Sensation der Uraufführung verpflichtet war, sondern seine bevorzugten Komponisten und deren Werke wiederholt programmierte, fast repertoiremässig pflegte: Dankbar verbunden blieb er einem Komponisten wie Wladimir Vogel, der ohne offizielle Funktionen für das Schweizer Musikleben von nicht zu unterschätzender Bedeutung war – als Vaterfigur, Lehrer und Mentor zahlreicher jungen Komponisten. Er gewährte aber auch Vertrauen, auch einer kompositorischen Debütantin wie Madeleine Ruggli. Hugo Pfister interessierte ihn so stark, dass er ihm 1973 ein ganzes Buch widmete. Franz Tischhausers skurriler Humor hatte es ihm besonders angetan – mit seiner Musik ging er als einer der ersten auch ins Fernsehstudio. Robert Blum, der durch seine Gotthelf-Filmmusiken auch einem breiten Publikum bekannt wurde, profitierte davon ebenso wie Hermann Haller, dessen Violakonzert ich selbst in der NZZ so rezensiert hatte: «Die stark tonal gefärbte Partitur ist gediegen gearbeitet, im Detail sorgfältig bis in Spiegelungen und Spielfiguren. In Konsequenz und Sparsamkeit der Mittel zeigt sich so eine ehrliche, ungekünstelte Musik.» Diese Zeilen lassen sich ebenso gut als Charakterisierung von Tschupp selbst als Dirigent wie als Menschen verstehen: ein sorgfältiger Handwerker, konsequent und sparsam in den Mitteln, ehrlich, nie künstlich, nie maniriert – und jeder Show, jedem Bluff abhold, ein Diener an der Musik.

Gerhard Holzer steht ebenso für diese Ehrlichkeit, fast holzschnittartige Direktheit. Und diesen Zug fand er auch bei seinen Bündnern Freunden, die er förderte: besonders intensiv Martin Derungs, der auch jahrelang als Cembalist und bei den Programmen beratend zur Seite stand, gelegentlich auch Meinrad Schütter, dem er aufmunternd kräftige Impulse gab. Neben den vielen Schweizern präsentierte er auch ausländische Komponisten, entdeckte sie mit sicherem Gespür, teils Jahre, bevor sie bei uns allgemein bekannt wurden. Erinnert sei nur an Giya Kancheli oder Wilhelm Killmayer, die es viel später zu Festival-Ehren brachten. Eine besondere Zuneigung entdeckte er zur Musik der Tschechei, etwa mit Viktor Kalabis und Milan Slavicky, später auch zu England.

So stark er sich dem aktuellen Musikschaffen verpflichtet fühlte und über 100 Uraufführungen ermöglichte – und noch mehr der noch wertvolleren Zweitaufführungen –, ebenso gross war sein Interesse an verschollenen Perlen der Vergangenheit: Ausgrabungen bescherten uns die Wiederbegegnung vor allem mit Mozart-Zeitgenossen wie Paradisi, Bertoni und Kraus. Und als dritte Programmschiene wurden natürlich auch die grossen Repertoirewerke berücksichtigt, an denen es sich immer wieder neu zu messen galt und mit denen man auch ein breiteres Publikum ansprach. Kennzeichen blieb aber immer die richtige Mischung.

«In den ersten Jahren war die Programmierung der Konzerte mehr oder weniger vom Zufall abhängig: Es kam darauf an, wer gerade mitmachte und wie viel Geld vorhanden war. Bald wurde das Bedürfnis, auch im finanziell bescheidenen Rahmen die Werkfolge eines Abends in eine sinnvolle Ordnung zu bringen, eine Grundidee, oder Zusammenhänge spürbar zu machen. Das ist wohl nicht immer gelungen, aber es hat Konzerte gegeben, die allein schon ihrer Programmgestaltung wegen positiv aufgefallen sind. Dazu gehörte beispielsweise ein Abend mit Vivaldis «Jahreszeiten», unterbrochen

zwischen Frühling und Sommer durch die «Sieben Feld-, Wald- und Wiesenstücke» von Ulrich Stranz vor, und durch die «Berceuse» von Manfred Trojahn zwischen Herbst und Winter nach der Konzertpause. Das Ohr des Hörers, das sich bei einer ununterbrochenen Aufführung der vier wunderbaren Violin-Konzerte durch den – auch bei differenziertem Spiel – doch gleichartigen Klang gegen Schluss hin gerne etwas ermüdet, wird durch die gleichsam als Katalysatoren wirkenden zeitgenössischen Stücke wachgerüttelt und kann den Winter ebenso frisch aufnehmen wie das erste der Konzerte. Die modernen Werke aber erfreuen sich durch die Umgebung gesteigerter Aufmerksamkeit.» (Zitat R.T. in: Festschrift «40 Jahre Camerata», red. Chris Walton, Zürich 1997, S. 11)

Nicht minder dankbar sind Generationen von Nachwuchsmusikern, die hier in sorgfältiger Detailarbeit professionelle Orchestererfahrungen machen durften – und dann teils Jahrzehnte zur «Familie» gehörten. Ebenso erhielten gegen 300 Solistinnen und Solisten ein Podium, von der dreizehnjährigen Anne-Sophie Mutter – vor ihrer zweiten Entdeckung durch Karajan – bis zu Karl Engel und Peter-Lukas Graf, die Tschupp die Treue hielten, auch als sie nicht mehr bezahlbar gewesen wären. Ein Anliegen war ihm stets auch die Vermittlung. So schrieb er Programmtexte oft selbst, mit klarer, geradliniger Sprache.

Der Wirkungskreis blieb nicht auf Zürich beschränkt; die Camerata bereiste die halbe Schweiz, Tourneen führten bis nach Süd- und Zentralamerika, nach Deutschland, in die Tschechoslowakei, in 78 Orte – und dank dem Radio noch viel weiter. Ins Ausland führte Tschupp aber auch die weitere Dirigententätigkeit: 1969 bis 1971 leitete er das Südwestdeutsche Kammerorchester Pforzheim; mit vielen Orchestern in Deutschland ist er regelmässig aufgetreten, aber auch in Polen und Weissrussland, und hat zahlreiche, heute leider vergriffene Schallplatten eingespielt. 1970 brachte er Klaus Hubers «Alveare vernat» mit Aurèle Nicolet in der Berliner Philharmonie zur Aufführung.

Neben der Camerata leitete er 1976 bis 1983 das Berner Musikstudio von Radio DRS. Hier konnte er noch konsequenter fruchtbare Kombinationen erproben, die Gegenüberstellung alter und neuer Musik. Bevorzugt setzte er Komponisten und Künstler aus der Region Bern aufs Programm, vergab sogar Auftragswerke und nutzte das Radio als lebendiges Archiv. In seiner Liebe zur Tschechei wurde er von Redaktor Jakob Knaus unterstützt; 1979 erhielt er für seine Verdienste die Janáček-Medaille. Als das Radio andere Schwerpunkte setzte und die Gelder reduzierte, zog er die Konsequenzen: «Man hat abgeschnitten und abgeschnitten, bis ich gesagt habe, so geht es nicht mehr. Das ist eine allgemeine Radio-Entwicklung. Nur wächst daneben auch viel Neues. Es muss ja nicht immer im selben alten Stil weitergehen.»

1989 bis 2001 leitete Räto Tschupp das Aargauer Sinfonieorchester und verstand es, dieses künstlerisch und organisatorisch zu professionalisieren und ihm mit neuen Programm-Ideen Profil zu verleihen. Hier wurden nun Aargauer Komponisten besonders gepflegt, der frühverstorbene Romantiker Friedrich Theodor Fröhlich, dann Robert Blum, Hermann Suter, Ernst Widmer. Verschiedene CDs verhalfen diesen Entdeckungen zu breiter Öffentlichkeit. Für eine Uraufführung von Martin Schlumpf zog er in eine ABB-Halle in Baden, und mit der «Helvetic-Suite» für grosses Orchester und Jazz-Quintett von Fritz Renold wagte er noch mit 69 Jahren die Grenzüberschreitung zwischen Jazz und Klassik. Sehr wichtig war ihm hier auch die Jugendarbeit mit kommentierten Schülerkonzerten; ein «Klangmobil» im Rahmen des Festes der vier Kulturen zum Jubiläumsjahr 1991 ermöglichte Jugendlichen, mit einem Sinfonieorchester zusammen zu spielen, und als Gründungsmitglied der Schenk-Stiftung vermittelte er jungen Musikerinnen und Musikern konzertante Auftritte mit einem Berufsorchester – einige der Absolventen haben seither international Karriere gemacht.

Neben dem Orchester interessierte Tschupp auch der Chor. Als Nachfolger von Erich Schmid leitete er 1975 bis 1996 den Gemischten Chor Zürich in 79 Konzerten und ermöglichte diesem seine interessanteste Zeit. In umsichtiger Planung erarbeitete er neben den bekannten Oratorien

auch unbekanntere von Händel, dazu viele Schweizer Werke wie den «Manasse» von Friedrich Hegar, Kompositionen von Suter, Martin, Honegger, Bachofen und Schmidlin. Konzertreisen führten auch ins Ausland, nach Deutschland und Tschechien. Höhepunkt war wohl die Einstudierung von Janáčeks «Glagolitischer Messe» in der altslawischen Kirchensprache.

Auch kulturpolitisch war Tschupp unermüdlich aktiv, 1974 bis 1987 als Mitglied der Musikkommission der Stadt Zürich, ab 1978 als deren Präsident. Grösstes Verdienst war dabei die Neugestaltung der Zürcher Junifestwochen, die dank seiner Initiative jedes Jahr einem Thema gewidmet wurden, um die Energien zu bündeln, was vor einigen Jahren wieder aufgenommen worden ist. Die Berechtigung von Festivals überhaupt sah er nur in der Konzentration, in einer inneren Wertsteigerung. Auftakt machte dabei ein Blick auf England, ausgehend von der kostbaren Autographensausstellung der Fitzwilliam Collection Cambridge, wo er nach interessanten Werken stöberte. Musik aus dem Museum als Thema? Bei Tschupp hiess dies auch ein musikalisches Picknick mit den Cambridge Buskers im Rieter-Park. Oder «Mr. Fritzwilliams Traum von Venus und Adonis», als Opern-Collage von Martin Derungs.

1967 bis 1975 präsidierte Tschupp die Pro Musica, die Zürcher Ortsgruppe der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik – und bescherte dieser Organisation ihre wohl turbulenteste, experimentellste und radikalste Zeit. Neben der Aufführung bewährter, massstabbildender Werke der Neuen Musik, die im Konzertbetrieb vernachlässigt werden, wollte er informieren über neue Tendenzen und Ergebnisse der jüngsten Entwicklungen: die amerikanischen Avantgardisten, das Instrumentale Theater von John Cage, Dieter Schnebel, Mauricio Kagel, politisch engagierte Komponisten. Unter dem Titel «Die Kunst der Improvisation» konfrontierte er 1969 John Cages Klavierkonzert mit Tänzen aus dem 15. Jahrhundert und Freejazz mit Pierre Favre, Irène Schweizer, Evan Parker, Peter Kowald. Das Cage-Happening zeigte er dann auch im Churer Volkshaus, wo es einen veritablen Skandal erzielte. 1970 gab es sogar eine doppelchörige Aufführung per Telefonleitung über Kontinente hinweg in Direktverbindung mit der University of Illinois. Vielen erschien diese Programmierung zu gewagt; bei einem Orgelkonzert musste Tschupp bei der Kirchgemeinde mit seiner Unterschrift persönlich für das Instrument haften. Aber mit sicherer Hand steuerte Tschupp durch diese wilde Zeit um 1968. Es gelang ihm sogar, für bis zu drei Orchesterkonzerte jährlich auch die Tonhalle einzuschliessen; meist war auch das Radio vertreten. In dieser Zeit ermöglichte er zudem die Wiederentdeckung seines Mentors Erich Schmid auch als Komponist.

Von 1974 bis 1980 war er Vorstandsmitglied des Schweizerischen Tonkünstlervereins und damit verbunden auch Stiftungsrat bei der Hermann Suter-Stiftung. Ein besonderes Anliegen war ihm dabei, dass die Wiedergabe der Werke bei den Tonkünstlerfesten jeweils gründlicher ausgearbeitet würde. Gern gab er sein Wissen auch weiter. 1976 bis 1988 war er Professor für Orchesterleitung und Dirigieren an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe. Gerne wurde er auch im In- und Ausland als unbestechlicher Juror bei Wettbewerben gefragt. Als zentrale Musikerpersönlichkeit war er 1974 mit der Hans-Georg-Nägeli-Medaille der Stadt Zürich ausgezeichnet worden. In seinem Heimatkanton erhielt er 1980 einen Anerkennungspreis.

Gerade in seinen letzten Lebensjahren fühlte sich aber Räto Tschupp, der stolz auf seinen Vornamen hinwies, immer stärker auch seinen Bündner Wurzeln verbunden. Wenn er einem eine Karte schickte, dann vom Oberheinzenberg, aus seinem «Refugium» in Tschappina, wo er nach schwerer Krankheit neue Kräfte schöpfte. War er früher nur gern gesehener Gast bejubelter Konzerte, wurde er nun selber aktiv: Bündner Schulchören in allen Regionen ermöglichte er die Begegnung mit Mozarts «Krönungsmesse». Mit der Oper «Bündner Wirren», Szenen um Jürg Jenatsch von Martin Derungs, vereinigte er Chöre und fünf Orchester- und Blasmusikgruppen im Davoser Eisstadion; in der oratorischen Fassung «Anna Jenatsch» brachte er die neue Sicht auf eine Bündner My-

thosfigur auch nach Zürich. Für den Verein für Bündner Kulturforschung stellte er ein Projektteam zusammen, ermunterte junge Wissenschafter und Forscher, sich ihrerseits mit Bündner Musik zu beschäftigen und die Kompositionen zu inventarisieren. Noch 14 Tage vor seinem Tod fragte er mich nach dem Werkverzeichnis des jungverstorbenen Jürg Brüesch. Er war sich auch nicht zu schade, im Rahmen des Domleschger Festivals mit dem Orchesterverein Thusis zu arbeiten. Eine herbe Enttäuschung erlebte er 1998. Nachdem er in Aarau den Auftakt zu den Feiern «150 Jahre Bundesstaat» im Beisein des gesamten Bundesrates und mit TV-Direktübertragung musikalisch geleitet hatte, wurde der zweite Beitrag zum problematischen Jubeljahr ein Schmerzenskind. Die Wiederaufführung der «Lukas-Passion» von Otto Barblan mit Interpreten aus Graubünden und Genf war eine schöne Idee. Rasch erkannte er jedoch die Überforderung des Bündner Schulchores; der beste Schweizer Chor war zu teuer und die Konzertvereinigung der Stuttgarter Choristen musste einspringen. Bei der Probenarbeit kam es dann zu einem Zerwürfnis mit dem Orchestre de la Suisse romande, was auch die geplanten Aufnahmen verunmöglichte.

Umso erfolgreicher wurde dafür ein Flimser Projekt, wo er die Konzertreihe «WALD HAUS MUSIK» gründete und in seinen letzten sieben Jahren nochmals sein persönliches Programm zusammenstellen konnte: die intensive Beschäftigung mit einem Thema – letztes Jahr war dies Don Giovanni –, der Einbezug böhmischer Zeitgenossen Mozarts, die Verbindung von alter und neuer Musik, der fiktive Dialog zwischen Mozart und Casanova, eine literarisch-musikalische Causerie – und das ganze als Begegnung mit bekannten Musikern, die hier in Residenz weilten und so auch Begegnungen auf der persönlichen Ebene ermöglichten. – Gerade noch rechtzeitig – und ein Jahr nach dem Zolliker Kulturpreis – wurde Räto Tschupp 2001 für sein Lebenswerk mit dem Bündner Kulturpreis geehrt.

Thomas Gartmann

Abschied von Prof. Paul Zinsli (1906–2001)

Am 11. September 2001 ist Professor Paul Zinsli im hohen Alter von 95 Jahren in Bern verstorben. Der Bündner Gelehrte ist in Chur am 30. April 1906 geboren worden; sein Vater entstammte einem Safier Geschlecht, seine Mutter war eine gebürtige Churerin. Nach dem Besuch der Bündner Kantonsschule schrieb sich Zinsli an der Universität Zürich ein, um Germanistik zu studieren. Schon früh wandte er sich der Erforschung der Sprache zu. 1937 vollendete er seine Dissertation «Grund und Grat» über die reiche Sprache in den Alpen. Als Nachfolger von Georg Thürer unterrichtete er von 1936 bis 1946 am Gymnasium von Biel Deutsch, Latein und Religion. 1946 entschied er sich für eine akademische Laufbahn an der Universität Bern. 1951 erfolgte die Beförderung zum Ordinarius, zwanzig Jahre später trat er in den Ruhestand.

Graubünden verdankt Professor Zinsli ausserordentlich viel. Die über den weiten Alpenbogen in der Schweiz, in Italien, Liechtenstein und Österreich siedelnden Walser fanden in seinem grundlegenden Werk «Walser Volkstum» eine reichhaltige und allgemein verständliche Darstellung; erstmals 1968 herausgegeben, überarbeitete es Zinsli in sechs Auflagen, deren letzte 1991 erschienen ist. Eine wichtige Ergänzung bildet Zinslis 1984 erschienenes Buch «Südwalser Namengut». Besondere Beachtung fand in Graubünden Zinslis Buch über den Malerpoeten Hans Ardüser. Das Bündner Jahrbuch verdankt ihm zahlreiche Beiträge, die überwiegend dem Kunstschaffen Bündens gewidmet

sind. Sein letzter im Bündner Jahrbuch veröffentlichter Beitrag ist dem Andenken an seinen Kantonsschullehrer Manfred Szadrowsky gewidmet. Gemeinsam mit seinem Freund, dem Rechtshistoriker Peter Liver, durfte Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Zinsli 1978 den Kulturpreis des Kantons Graubünden empfangen.

Seinen Lebensabend verbrachte Paul Zinsli in Bern, dem Ausgangspunkt zahlreicher Reisen. Regelmässig hielt er sich einige Sommerwochen in seinem Häuschen im Safiental auf, wo er sich dem Wandern, Lesen und Zeichnen hingab. Nachfolgend dürfen wir einen Lebenslauf veröffentlichen, den Paul Zinsli bereits 1979 im Hinblick auf seinen Hinschied verfasst hat und der anlässlich seiner Abdankung am 17. September 2001 auszugsweise verlesen wurde. Die beiden letzten Abschnitte mit persönlich gehaltenen Dankesworten gestatten wir uns wegzulassen.

P.M. jun.

Als ich am 30. April 1906 meinen Eltern in die Wiege gelegt wurde, war Chur noch ein ruhiges Kleinstädtchen am Zugang zu den Alpenpässen – und die Welt war noch (fast) in Ordnung. Unter der Obhut lieber Eltern, bald noch umgeben von drei Brüdern, durfte ich eine glückliche Jugend durchleben. Mein Vater, städtischer Beamter, eine eher verschlossene Natur, der sich eben ein Haus mit einem fruchttragenden Garten am Rande der Stadt hatte erstellen lassen, sorgte darin für die existentielle Sicherheit. Meine Mutter, eine tapfere und für alles Schöne offene Frau, die nimmermüde den Haushalt in Ordnung hielt, die Blumen und Kräuter pflegte, für mich und die mir nachgefolgten Buben die Kleider selbst schneiderte, begleitete uns in die Welt der Phantasie und half uns auch, unsern frühen Wissensdurst zu stillen. Sie nahm hilfsbereit und stets verständnisvoll teil an unsern kleinen Freuden und Leiden und suchte uns auch später auf unserm Lebensweg zu fördern. Ich wüsste kein grösseres Lob für sie als das Wort, das mir unabhängig von zwei einstigen Jugendfreunden zugekommen ist: «Ja, wenn ich auch so eine Mutter gehabt hätte . . .!»

In Chur durchlief ich die Primarschule, und zwar die «Musterschule», d.h. die Seminarübungsschule, wo mit ganz kleinen Klassen in einem einzigen Raum für sechs Schuljahre unterrichtet wurde und wo man so schon vorzeitig – falls man gut zuhörte – in den Lehrstoff der obern Stufen hineinwuchs. Als Nachteil ergab sich vielleicht, dass man da nur einen kleinen Kreis von Kameraden aus eher gehobenen Schichten kennen lernte und als «Musterblätz» vom grossen Schulleben der bürgerlichen Stadt- und der katholischen Hofschule ausgeschlossen war.

Die Gymnasiastenjahre verbrachte ich anschliessend an der Kantonsschule in Chur unter dem strengen Regiment des Rektors «Pauli», des weiland Obersten Paul Bühler, der als höchster Feldherr das uniformierte Corps der bewaffneten Kadetten befehligte, das ich nie geliebt habe – der dann aber auch mein grammtikgewaltiger Lateinlehrer wurde, bei dem man etwas lernen musste. Im übrigen war die Kantonsschule noch sehr liberal, und neben den guten und teils verehrten Lehrern gab es da noch die faulen oder auch die höchst eigenwilligen Originale, einige schon damals «veraltete» mit Frack, Manschetten und dem Kox auf dem Haupt – Dozenten,

bei denen man sicher nicht viel lernte, aber sich unterhalten und erholen konnte. Auch diese, die heute eher unser Mitleid wecken, gehörten in eine gut funktionierende Mittelschule, wie ja auch die Drohnen ihre sinnvolle Aufgabe im Bienenstaat haben. Ich wiess mich eigentlich fast allen damaligen Kantonsschulprofessoren erkenntlich, am meisten aber wohl aus menschlicher Nähe meinem Turn- und meinem Deutschlehrer. Zwar war ich ein schlechter, fauler Turner. Aber der begeisterte, von den neuen Ideen der schwedischen Gymnastik bewegte Joh. Bapstist Masüger nahm sich jedes einzelnen, und eben auch meiner, mit geduldiger Nachsicht an. Er führte uns, zum Ärger der «Frisch-fromm-fröhlich»-Turner, aus der Halle ins Freie, auf den Spielplatz, ins Schwimmbad und aufs Eisfeld, und er ertrug den geheimen Spott der mächtigen Vereinsturner, die auf Barren und Bier schworen, mit Gleichmut. Er führte für jeden Schüler gewissenhaft Buch über dessen körperliche Entwicklung und Leistung, und es bedrückte mich stark, als die Kameraden vom Kantonsschüler-Turnverein diese uns nach der Matura ausgehändigten Hefte hohnfreudig in die Plessur warfen. Wenn ich auch kein Turner und kein Sportfan war, war meine Freude doch das Wandern, Bergsteigen, Schlittschuh- und Skilaufen, das ich bis in meine reifen Jahre ohne jeden Erfolg pflegte. Diese hartnäckige Fortsetzung jugendlichen Unternehmens bewog meinen gütigen Turnlehrer von einst, mir gegenüber die Note 4, die er in mein Maturazeugnis gesetzt hatte, zu bereuen. Da sähe er mich noch mit den Kindern auf dem Eisfeld, mit den winterlichen Brettern oder im Sommer mit gefülltem Rucksack losziehen, während die guten Kunstturner von einst jetzt mit dicken Bäuchen hinter dem Wirtstisch sässen oder es sich im geräumigen Auto wohl sein liessen. Ich aber musste ihn trösten, und ich bestätigte ihm, dass ich ein Faulenzer gewesen sei, der ihn sogar einmal mit der hohlen Hantel hintergangen habe, und dass ich eigentlich eine 3 verdient hätte!

Besondern Einfluss auf mich gewann in diesen Jahren mein Deutschlehrer Prof. Manfred Szadrowsky, der uns in der Muttersprache von der 1. bis zur 7. Klasse unterrichtete. Er war der einzige «richtige» Professor, da er diesen Titel als Dozent an der Universität Zürich führte und sich, wie wir wussten, einen Namen durch seine dialektologischen Studien in der Germanistik gemacht hatte. Prof. Manfred Szadrowsky hat meinen Lebensweg entscheidend mitbestimmt, da durch ihn meine Freude an der deutschen Literatur geweckt wurde, welche mich schliesslich ins Studium der Germanistik führte. Er war eine höchst eigenwillige Persönlichkeit, ein guter Pianist, der mich angehenden Flötisten geduldig am Klavier begleitete und mir überhaupt die klassische Musik erschloss. Prof. Sadrowsky war ein einseitiger Freund Graubündens und passionierter Bergsteiger innerhalb Alt-fry-Rätiens. Mit ihm habe ich erstmals die damals noch selten begangenen Gipfel in Safien «erobert» und später auch verschiedene Hochtouren unternehmen dürfen. Da begleitete uns mit Pickel und Seil, aber auch am Notenpult mein um drei Jahre jüngerer Bruder Erich, der ein mutiger und tüchtiger Kletterer und dazu schon ein guter Geiger war. Die Kantonsschule liess uns gottlob noch viel Freizeit. Ich hatte schon früh meine Freude am Zeichnen und Malen, das von meinem Götti, dem Zeichenlehrer S. Toscan, und im Gymnasium von dem moderner eingestellten Prof. Max Seiler gefördert wurde und das zunächst den Wunsch in mir reifen liess, selbst Zeichenlehrer zu werden. So verbrachte ich viele Stunden allein in der Bergnatur mit Pinsel und Skizzenbuch, viele stille Stunden aber auch im Freien oder in der Stube mit einem lieben Buch. Eichendorfs «Taugenichts», vor dessen Moral mich zwar mein gewissenhafter Turnpräzeptor einmal warnte, und Hölderlins Gedichte waren meine immer wiederholte, fast auswendig erworbene Lektüre, und die ganze Romantik mit ihren mondbeglänzten Zaubernächten, damals wohl bloss emotional verstanden, klang über meinem jungen Dasein. Gut erinnere ich mich noch, was für einen Eindruck es mir machte, als mir das Buch «Klassik und Romantik» von Fritz Strich geschenkt wurde. Ich las es durstig in einem Zug, und es bestärkte nun am Ende des Gymnasiums meinen Entschluss, deutsche Literatur – natürlich nur Literatur – zu studieren.

Nicht als ob schon diese eigentlichen Jugendjahre ohne Schatten vorübergegangen wären. Der Tod war schon früh in unser Haus getreten und hatte mir da meinen lieben Nehni, dann die besorgte Nahne, ein paar Jahre später die väterlichen Grosseltern, die in einem alten Haus in der Altstadt wohnten, mitgenommen, und Klassengenossen auf den verschiedenen Schulstufen hatte er auch schon erlesen. Zum Privaten kamen die grossen düstern Zeitereignisse. Rückblickend muss ich wohl feststellen: Kaum eine Generation vor uns hat im Laufe der Zeiten so viel Furchtbares im Weltgeschehen mitansehen müssen, keine andere derartige Veränderungen der menschlichen Existenz erlebt wie die unsere! Ich erinnere mich an den heissen Sommertag, da die Nachricht vom Mord in Serajewo uns auf einem Waldspaziergang erreichte, an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs – ich stand bei der Nachricht auf unserer Verandatreppe –, an den schon dunkeln Herbstabend, da alle Glocken 1918 den ersehnten Frieden, der keiner werden sollte, verkündeten, an den Abend beim Ausbruch des Generalstreiks, wo ich meinen plötzlich zum Militärdienst aufgebotenen Vater an der Hand meiner Mutter in irgendeiner Gaststube suchte. Ich erinnere mich an die Krisenjahre mit ihrer Teuerung, wo ich einmal abends dem Gespräch der Eltern entnahm, dass nun der Lohn nicht mehr ausreichen werde für den Lebensunterhalt. Danach haben wir die Faschisten- und Hitlerzeit mit dem Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen sehr nah am eigenen Leib erlebt. Aber eben auch an einer nie erahnten zivilisatorischen Entwicklung haben wir teilgenommen: begleitet von meinem Nehni, der 1913 noch wenig gealtert verstarb, hab' ich zu Ragaz auf St. Gallischem Boden das erste staubaufwirbelnde Auto gesehen – in Graubünden war das unheimliche Vehikel noch verboten! Zusammen mit diesem Nehni durfte ich einmal auf dem Rossboden vor der Stadt das für mich und wohl auch für Chur erste Flugzeug starten sehen; aber es rollte immer nur auf dem Grund und der Flug in der Luft gelang zu meiner grossen Enttäuschung nicht. Dafür schwebte bald danach einmal Spelterinis Ballon über unserer Stadt. Auf der Kantonsschule hat uns der Physiker Prof. Alfred Kreis zuerst mit dem Wunder eines freilich noch mehr knatternden als klingenden, selbstgebastelten Radioapparats bekannt gemacht. Ein Telefon hing damals als grosser brauner Kasten nur auf der Post oder an Wänden in Büros und Geschäftshäusern. Den ersten Füllfederhalter erhielt ich, als ich in Zürich mein Studium antrat.

Die Universität war damals noch etwas ganz anderes als heute, und ich habe später den Veränderungen des akademischen Lebens zum wissenschaftlichen Betriebsinstitut mit der ganzen Anonymität und Aggressionsgeladenheit schmerzlich betroffen zuschauen müssen. Wir hatten akademische Lehrer, die wir – wenn auch nicht kritiklos – um ihrer Leistungen willen anerkannten und verehrten. Dankbar bin ich noch heute – um nur wenige zu nennen – meinem gefürchtet-strengen Mentor Prof. Albert Bachmann, der gottlob ein besonderes Faible für Bündner hatte. Er nahm mich im Vertrauen auf meine rätische Herkunft schon im zweiten Semester in sein Seminar auf und übertrug mir, dem noch recht «tumben» Anfänger, gleich die Aufgabe, das Weiterleben des Genetivs bei den Walsern zu beobachten und in einem Referat darzustellen. Ich habe mein damals Möglichstes getan, habe dann auch die Flexion des prädikativen Adjektivs in diesen Bergmundarten erkunden müssen, und die Nachsicht meines Lehrers wie der lebendige Kontakt mit den einfachen Gewährsleuten hat mich danach vom Studium der Literatur zum sprachkundlichen Forschen weggelockt, mir freilich die Hingabe an die Dichtung nicht genommen. Dankbar bleibe ich denn auch dem Literaturhistoriker Emil Ermatinger, und mit bleibender Verehrung erinnere ich mich der hochragenden Gestalt Heinrich Wölfflins, der uns damals noch in weitausholenden Vorlesungen mit den Kunstwerken der europäischen Vergangenheit vertraut machte.

In der Studienzeit gewann ich einen neuen Freundeskreis, dessen Kern heute noch treu zusammenhält. Zu ihm gehören unter andern Emil Egli und Georg Thürer, mit denen ich mich durch gleiche Ideale verbunden wusste. Im deutschen Seminar sassen damals eine Reihe befreundeter Studienkollegen, die bald dar-

auf – gleichsam als neuer Schub – auf die akademischen Lehrstühle der deutschen Schweiz nachrückten: mein einstiger Jugendfreund in Chur, dann germanistischer Mitstudent und nachmaliger «Vorarbeiter» Rudolf Hotzenköcherle stand mir von diesen am nächsten. Dann waren daneben Georg Thürer, Karl Schmid, Emil Staiger, Richard Weiss, Max Wehrli, die meistens mehr wussten als ich und rascher zu ihrem Ziel kamen. Ich habe mich wohl auch ein wenig zu weit als Hörer in andere Wissensgebiete eingelassen, habe auch etwas Theologie und Philosophie belegt und habe viel Zeit mit Zeichnen und Malen (Figur bei Hans Gysler und Landschaftsmalen bei dem damals noch bekannten und ebenfalls menschlich zugänglichen Prof. Wilhelm Ludwig Lehmann) verbracht. Nachkriegsverhältnisse, beginnende Wirtschaftskrise und die Vorschatten faschistisch-nationalsozialistischer Umwälzungen schlossen uns damals schon merklich ein, und als ich mein Studium beendet hatte, war es auch bei uns nicht mehr leicht, eine Stelle als Gymnasiallehrer zu finden. Arbeitslosigkeit herrschte, und eine Versicherung dagegen gab es noch nicht. Man musste sich jahrelang mit Aushilfsmöglichkeiten begnügen. Mir gelang es in der Mitte der Dreissigerjahre, als Nachfolger des befreundeten Georg Thürer mit einer begrenzten Stundenzahl provisorisch angestellter Deutschlehrer am Gymnasium Biel unter dem Rektorat des angesehenen Pädagogen Hans Fischer unterzukommen und bald darauf mit voller Stundenzahl beamtet zu werden.

Im Jahr 1938 konnten Elisabeth Färber und ich in Beaumont über der Stadt Biel ein eigenes Heim gründen, in einem neuen Haus, das damals mitten in einem Obstgarten stand und einen weiten Ausblick durch das Mittelland über die ganze Alpenkette gewährte. Ich hatte Lieseli Färber schon zur Kantonsschulzeit in Chur kennen gelernt. Ich liebte ihr frohmütiges, tapferes Wesen und wusste, dass ich in ihr die Lebensgefährtin gefunden hatte, mit der ich voll Vertrauen Glück und Leid teilen dürfte. Wir hatten schon gemeinsam viele schöne Stunden verbracht, hatten Theater gespielt, zusammen die Matura gefeiert mit dem anschliessenden Bummel zur Nachfeier auf Schloss Gutenberg, und wir hatten in der Studienzeit schon selbander Feste mitgemacht und Bergfahrten in Kunkels und Safien erlebt. Wir hatten aber auch schon das Leid geteilt, als uns mein Bruder Erich im Alter von 21 Jahren durch den Fliegertod entrissen wurde und als Lieselis treusorgender Vater plötzlich, noch im besten Alter, verscheiden musste. Und nun machten wir gemeinsam die bedrohliche Zeit der letzten Vorkriegsjahre und den von dauernder Unsicherheit und Spannungen erfüllten Lebensabschnitt des Weltkriegs mit den Notrationen, der wiederkehrenden Militärdienstabwesenheit und den vielen Stellvertretungen durch. Es waren diese zwölf Bieler Jahre wohl die entscheidendste und reichste Strecke meines Lebenslaufs. In dieser Zeit erster Verantwortung in Beruf und Haus kamen unsere beiden Kinder, Annamie 1941, Paul-Erich 1944, zur Welt und brachten uns neue Lebensfreude in bedrückender Zeit.

Im Jahre 1946 war die Entscheidung zu treffen, ob ich in die Bündner Heimat mit meiner kleinen Familie zurückkehren und durch eine ehrenvolle Berufung eine Deutschlehrerstelle an der mir schon als Schüler und später durch Stellvertretungen vertrauten Kantonsschule übernehmen sollte oder an der Berner Universität die Nachfolge des mir durch gemeinsame Arbeit am Berner Ortsnamengut bekannten, allzu jung verstorbenen Professors Heinrich Baumgartner antreten sollte. Hier winkten die Berge, eine gemeinsame Heimat, in der noch Eltern und Geschwister lebten, dazu eine für das dialektologische Forschen und das beschauliche Malen wohl noch offene Stelle – dort ein Wagnis ins Unbekannte, dem ich mich nicht sicher gewachsen wusste. Die Entscheidung fiel, vor allem durch den aufmunternden Rat des mir besonders wohlgesinnten und mir von meiner Tätigkeit am Sekundarlehramt her sein Vertrauen schenkenden Biologen Prof. Fritz Baltzer für Bern und für die Bewährungsprobe. Mein akademisches Dasein war anfangs hart, da ich ja nicht durch eine Assistenten- und Lektorenzeit mit wissenschaftlicher Musse darauf vorbereitet war und da die Stundenzahl damals mit den Verpflichtungen an Fakultät, Se-

kundarlehramt und mit Sprachunterricht an amerikanische Urlaubsoldaten hoch war. Dazu kam, dass sich gerade jetzt die Arbeit für die neue Landeskarte mit der Erhebung bernischer Flurnamen steigerte und dazu sehr viele Sitzungen mit Gemeinderäten verlangte – in einem Jahre einmal allein gegen deren achtzig. Bedauerlich blieb, dass ich mich in wichtigsten Jahren zu wenig meinen Kindern widmen konnte und eine Zeitlang gesundheitlich zu leiden hatte. Doch kam ich, nicht zuletzt durch die Unterstützung befreundeter Kollegen, über das Schlimmste hinweg und fasste Mut zum Durchhalten. Es gelang mir auch, die gesammelten toponomastischen Materialien in einer wissenschaftlichen Institution an der Universität mählich zu verankern und sie im Laufe der Zeit zur Forschungsstelle für Namenkunde auszubauen.

Viel Freude brachte mir von Anfang an die Zusammenarbeit mit den Studenten, von denen ich viele auf volkskundlich-dialektologischen Exkursionen bei der gemeinsamen Arbeit im Felde näher kennen lernte. Ganze Studentengenerationen sind auch bei uns zu Hause ein- und ausgezogen, wo ihnen meine Frau stets gastfreundliche Aufnahme bereitete. So schwanden die Jahre, ja fast zweieinhalb Jahrzehnte dahin... Dass sich an der Universität allerlei veränderte, merkte ich nicht erst, als ich beim Treppenanstieg einmal über einen Studenten, der regungslos auf einer Stufe lag, hinwegschreiten musste, und auch nicht erst, als bei der «Holzaffäre» aufgebrachte Linke drohend an die Türe des Fakultätszimmers pochten, wo wir versammelt waren. Doch habe ich selber in meinem Unterricht nie eine Opposition gespürt, und meine Schüler sind mir bis zuletzt zumindest mit ruhiger Nachsicht gefolgt. Aber ich begann doch zu merken, dass ich alt geworden war, die neuen Zeiten nicht mehr ganz verstand und bei Prüfungen oder im Hörsaal auch rein akustisch nicht mehr alles verstehen konnte, was die jungen Leute vorbrachten. So entschloss ich mich mit 65 Jahren zum Rücktritt von meinem mir ans Herz gewachsenen Amt und Lehrauftrag. Das von mir begründete Forschungsinstitut am Falkenplatz durfte ich ja noch weiterhin bis zu meiner obersten Altersgrenzfrist leiten. Ich war dann beinah jeden Tag noch dort oben und erlebte mit meinen Mitarbeitern manche gute Stunde gemeinsamen Bemühens, ja kann zu meiner Zufriedenheit noch heute frei und «gratissimme» an der schönen Aufgabe mitwirken.

Inzwischen waren unsere Kinder gross geworden und ausgeflogen, und die Wohnung allerdings auch ein wenig leer geworden für uns zwei alternde Leute. Aber wir wollten nun «draussen» noch einiges nachholen, was uns leider durch meine Amtsbelastung lange versagt geblieben war. Deshalb lernte ich mit meinen 65 Jahren, unterstützt durch junge Helfer, noch rasch das Autofahren, und ich durfte bisher mit meiner Frau im eigenen Wägeli schon manche schöne Reise nach allen vier Himmelsrichtungen unternehmen und ein wenig weitere Welt über die Grenzen meines helvetischen Lehrauftrags hinaus kennen lernen. Aber auch daheim ist's nie langweilig, sei's am altgewohnten Schreibtisch, sei's beim (von mir nie überschätzten) unterhaltsamen Malen und Flöten, sei's auf der Ortsnamensammlung oder in der alten Heimat auf Wanderungen in Safien und Kunkels oder auch in der grünen Umgebung von Bern. Hie und da rücken nun auch zwei kleine Enkelkinder an, und dann geht's besonders fröhlich und lebhaft zu!

Wenn ich auf mein bisheriges Leben zurückblicke, das selbstverständlich auch nicht ohne Enttäuschungen und Leiden verlaufen ist, erfüllt mich doch reine Dankbarkeit. Zwar hinterlasse ich der Welt kein bedeutendes Lebenswerk. Ich durfte – wohl zu vielseitig und ein wenig dilletantisch – da und dort etwas fördern, durfte eine kleine Zahl ausgezeichneter Schüler fachlich heranbilden, von denen einer auch mein Nachfolger geworden ist, ich durfte unsere Kinder in Gesundheit heranwachsen und etwas werden sehen, und zusammen mit meiner lieben Frau war es mir vergönnt, bisher bei guten Kräften die letzte Altersstufe zu erreichen.

Paul Zinsli,
Bern am 26. Mai 1979